

Johannes Schweikle | Daniel Keyerleber

Über den SCHWARZWALD

Entdeckungsreise auf dem Westweg

8 grad

Daniel Keyerleber | Johannes Schweikle
Über den Schwarzwald



Daniel Keyerleber | Johannes Schweikle

Über den SCHWARZWALD

Entdeckungsreise auf dem Westweg

8 grad verlag Freiburg

INHALT

9	ÜBERREDUNGSVERSUCH	149	DIE NACHT AUF DEM BOLLENHUT
12	AUFBRUCH	155	SCHWÄBISCHER EVEREST
22	AM FELSENMEER	158	NACH AMERIKA
26	DIE LICHTUNG	161	REGEN AUF MANGO
35	O TÄLER WEIT, O HÖHEN	163	BLINDRAD
43	WILDNISZEICHEN	166	AN DER QUELLE
47	ÜBER DIE GRENZE	169	DRESDNER FILZHUNDE
50	DAS KALTE HERZ	172	SCHWARZWALDMÄDEL
57	ZU DEN GLASBLÄSERN	175	KIRSCHTORTENKUNDE
65	HUMMER À LA LUMPP	181	WALDAU
71	DUETT FÜR TUBA UND KETTENSÄGE	185	AMUNDSEN ENTDECKT DIE WEISSTANNENHÖHE
76	PARADIESVERSCHIEBUNG	192	BEIM SCHNEEKÖNIG
82	TAKE ME HOME TO HORNISGRINDE	200	ÜBER DEM NEBELMEER
86	WALDUNTERGANG	205	IN DER HÜTTE DES PHILOSOPHEN
93	DIE GEISTER AM MUMMELSEE	213	MUT OHNE GELÄNDER
98	NATIONALPARK	220	WOLFSLAND
105	SCHLIFFKOPF	229	HOLZBAUMEISTER
109	LOTHAR UND DER PRIESTER	232	MONTE GENEROSO
112	ZUFLUCHT	237	DER ABSTIEG
117	FÜHRERHAUPTQUARTIER	239	HIMMEL UND HÖLLE
121	WIE DIE EICHE DEUTSCH WURDE	245	DIE VERGÄNGLICHKEIT
124	HEIMAT	248	ABSCHIED VOM WALD
133	BÄNKE		
137	BADISCHE EISENBAHN	253	BILDVERZEICHNIS
142	KLEINE UHRENGESCHICHTE	254	DANK



Dem einen geht das Herz auf in den Bergen, wo Feld und Wiese in die kleinen Straßen sehen, am Rand der Gebirgsseen, wo es nach Wasser und Holz und Felsen riecht, und wo man einsam sein kann; wenn da einer seine Heimat hat, dann hört er dort ihr Herz klopfen. Das ist in schlechten Büchern, in noch dümmere Versen und in Filmen schon so verfälscht, daß man sich beinahe schämt, zu sagen: man liebe seine Heimat.

Kurt Tucholsky



ÜBERREDUNGSVERSUCH

Der Zug fährt durch Raps. Rechts und links leuchten lange Felder, großflächig verschwenden sie sattes Gelb. Dem Gebirge, das sich dunkel im Hintergrund erhebt, geben sie einen strahlenden Rahmen.

Ich sitze allein im Zug. Obwohl ich lange gelockt und geworben habe. Ohne Erfolg.

»Was soll ich im Schwarzwald?«, hast du gefragt. »Den kenne ich. Da riecht's nach Pfefferminztee im Speisesaal.«

»Ich weiß, dass du als Kind ins Kirschtortengebirge geschleift worden bist. Ich kenne die Geschichten um Tante Hannelore, die von Professor Brinkmann geschwärmt und wirklich jede Folge der *Schwarzwaldklinik* gesehen hat. Aber hast du eine Ahnung, wie exotisch diese Landschaft ist, wenn man hinter ihre Klischees guckt? Glaubst du, dass in diesen Tälern die Zeit stillsteht? Was macht das Klima mit den Tannen? Der Wolf ist zurückgekommen – ich will wissen, was das für

Mensch und Tier im Schwarzwald bedeutet. Wie kam der Hummer ins Tal der Holzfäller, warum strahlen ausgerechnet in Baiersbronn die Sterne der Gourmetrestaurants? Wieso machen Israelis Urlaub am Titisee? Weil sie uns Deutsche so toll finden? Zu den griechischen Inseln hätten sie's nicht halb so weit.«

Ich hab's mit der roten Raute versucht. Dem Zeichen des alten Fernwanderwegs, der von Pforzheim bis Basel über alle Berge des Schwarzwalds führt. Weil die Tour durch das Tramtana-Gebirge zu den schönen Erinnerungen gehört, die wir teilen. Wir gingen zu Fuß, bewegten uns langsam zwischen Steineichen und Orangenbäumen. Seither wissen wir, wie der Frühling auf Mallorca riecht.

»Wandern ist okay«, hast du gesagt, »wie wär's mit den Levadas auf Madeira? Oder dem Kungsleden in Lappland? Meinetwegen auch der Küstenpfad in der Bretagne, falls du nicht fliegen willst.«

Am Ende des Abends habe ich kapiert, dass du wenigstens die Alpen als Sicherheitsabstand zwischen dich und Deutschland bringen willst. Oder das Meer, um von der unberührten Weite Skandinaviens zu schwärmen. Unsere Sehnsucht braucht ein fernes Ziel. Haben wir Angst, das eigene Land zu lieben?

Der Schwarzwald ist das Zentralmassiv deutschen Gefühls. Diesen Ort will ich erkunden. Du weißt, dass ich nicht von Seelenlandschaften schwärme. Ich werde keine Bäume umarmen, die Ergüsse der Waldbadenden sind mir fremd. Ich suche einen Ort, an dem ich ungestört träumen kann.





AUFBRUCH

Der Anfang könnte schön sein. Ankunft auf Gleis 4, durch die gekachelte Unterführung, dann gibt der Bahnhof einen Empfang. Mit einer großzügigen Glasfront öffnet die Eingangshalle den Blick auf die Stadt. Hoch über dem Marmorboden schwebt elegant ein Flugdach. Dieser Raum wirkt leicht und offen. Die Architektur der klaren Linien hat Pathos und Schnörkel überwunden, der Optimismus der Fünfzigerjahre hat sich von Kaiser und »Führer« und allem Zwang zum Kolossalen befreit. Als die Trümmer der großen Zerstörung abgeräumt waren, als die Stadt im Schatten des Schuttbergs wieder aufgebaut wurde, setzte der Bahnhof das Zeichen einer neuen Zeit.

Eine schwarze Frau schiebt ihren Kinderwagen zu den Gleisen. Ein junger Mann im Trikot von Galatasaray Istanbul biegt ab zum Kiosk. Eine Schülerin wirft ihren halb leeren Kaffeebecher in den Pflanzkübel eines Olivenbäumchens. Zwei Tauben nutzen die Halle als Luxusvoliere.

Sie flattern um eine Säule, die aus dem Rahmen fällt. Hoch und schlank steht sie mitten im Raum, matt glänzt der Stahl. Man könnte Münzen einwerfen und eine Nummer in die Tasten tippen. Dummerweise wurde irgendwann der Hörer abmontiert. Trotzdem leuchtet der Fernsprecher weiter in Magenta.

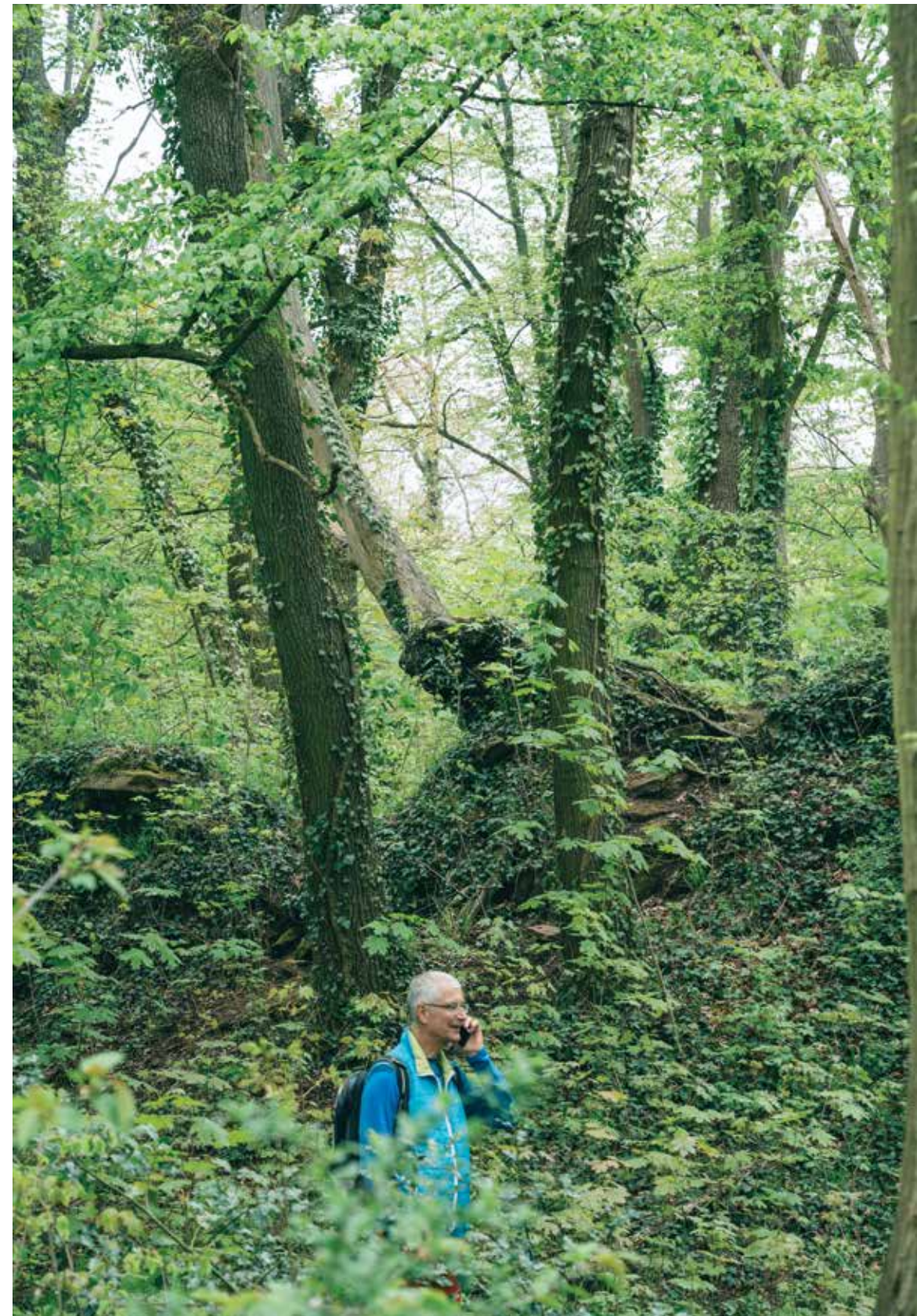
Die Tauben kommentieren dieses verlotterte Mahnmal technischer Vergänglichkeit. Drauf geschissen, sagen sie.

Sie wissen, warum sie nicht draußen fliegen. Gleich hinter der Glasfront zerschneidet eine fünfspurige Straße die Stadt. Gegenüber steht mächtig der Schlosskeller. Der breite Giebel soll an einen Tempel der Antike erinnern. Steinerne Säulen, güldene Inschrift, erbaut 1954. Auf einem Sims im ersten Stock werden Turnschuhe gelüftet. Hier will man keine Tauben haben, der Vorsprung über dem Eingang ist mit Stacheln bewehrt. In diesen haben sich leere Bierdosen verfangen. Links

leuchtet grün das Casino Gamble Inn. Zwischen dem ersten und dem zweiten Handyladen gibt's Kebap. Dann geht es hinunter in das Fortschrittsversprechen der Fußgängerzone. Die Häuser sind eckig, Funktionalität wurde hochkant geschichtet. Ein Block ist grau, am nächsten lügt brauner Waschbeton vom ewigen Leben. Warum lästert der Westen eigentlich über den Plattenbau Ost? Am Parkplatz hinter dem Gesundheitsamt drohen Schilder: »Wir zeigen jeden an, der auch nur 1 Minute hier parkt!«

Als ich vor dem Rathaus stehe, bin ich froh, dass du nicht mitgekommen bist. Mittlerer Betonbrutalismus mit Kunst am Bau. An der Kante des Flachdachs balanciert ein Fußgänger über dem Abgrund. Neben dem Blinklicht einer Alarmanlage hängt ein Schild des Schwarzwaldvereins, es hat Stockflecken angesetzt: »15 Minuten zum Ausgangspunkt des Westwegs, bis Basel der roten Raute folgen.« Pforzheim nennt sich die Pforte zum Schwarzwald. Will ich durch dieses Tor? Es sieht aus wie das Gegenteil meiner Sehnsucht. Ich suche einen Ausweg aus dem Unbehagen an der Zivilisation, aber hier finde ich den Marktplatz der Unwirtlichkeit. Soll ich mit dem nächsten Zug zurück? Pforzheim nennt sich auch »Goldstadt«. 1767 gestattete der Markgraf von Baden einem Franzosen, hier Uhren zu bauen. Später entwickelte sich Pforzheim zur Schmuckfabrik der Welt. Sie glänzte in der Hauptsache mit Modeschmuck, der industriell gefertigt wurde. Nur wer genau hinsah, bemerkte den Unterschied zwischen Goldschmied und Fabrik. Als Hitler für den Krieg rüstete, baute die hiesige Industrie Apparate, um Bomben genauer abwerfen zu können. Am 23. Februar 1945 drehte die Royal Air Force den Spieß um. Sie machte kurzen Prozess: 379 britische Bomber, 22 Minuten, nach dem Feuersturm standen noch zwei Prozent der Häuser.

Doch die Bomben allein reichen nicht als Erklärung für die betonierte Trostlosigkeit. Als der Krieg zu Ende war, erlebte Pforzheim das deutsche Wirtschaftswunder im Zeitraffer. Das Geld kam schneller als Ideen für eine neue Stadt. Das Auto wurde demokratisch, die Stadtplaner bauten eine Parodie auf Schiller: Freie Fahrt dem Tüchtigen! Seither zeigt Pforzheim das kalte Herz des Wiederaufbaus. Dem Kopf hilft diese Erklärung. Aber die Beine wollen weg. Zum Glück kommt jetzt Wasser, gleich zwei Flüsse. Die Nagold mündet in die Enz, auf der Brücke begegne ich einem Mann im Mantel. Er geht energisch, aber ziellos durch die Stadt. Seine südländischen Augen fixieren meinen Rucksack. Dann ballt er die Faust zum Gruß eines alternden Revolutionärs





und ruft: »Schöne Reise!« Mit schiefem Ö gibt er meinem Weg den Segen.

Der Aufbruch zu dieser Wanderung war leicht. Du hast ja oft gespottet, das Gewicht meines Rucksacks liege unterhalb der Nachweisgrenze. Auch diesmal habe ich beim Packen dem Minimalismus gefrönt. Ein Satz ordentliche Kleidung für den Abend, Badehose und Regenjacke. Rasierzeug brauche ich nicht, den Schlüsselbund habe ich zu Hause gelassen. Im Zug warf ich den Rucksack mit lässigem Schwung auf die Gepäckablage und fühlte mich den Rollkofferschiebern überlegen.

Ich betrete kein Neuland. Vor mir sind schon viele durch diese deutsche Landschaft gereist. Sieht man ihre Spuren noch? Stimmen ihre Schwarzwaldgeschichten? Um mich in diesem Gebirge nicht zu verlaufen, orientiere ich mich an der roten Raute des Westwegs. Sie führt bis Basel 285 Kilometer durch den Wald. Unterwegs geht es nur durch ein Dutzend Ortschaften. Dieser alte Fernwanderweg laviert sich nicht durch die Täler. Er führt über alle Berge: Hohloh und Hornisgrinde, Brandenkopf und Farrenkopf, schließlich Brend, Belchen, Blauen. Ganz zu schweigen vom Feldberg. Außerhalb der Alpen steht kein höherer Berg in

Deutschland. Auch der Brocken im Harz, den der junge Heinrich Heine grimmig bestiegen hat, bringt es bei Weitem nicht auf 1493 Meter. Auf dem Feldberg kann es auch im Sommer schneien.

Vielleicht sind meine Füße deshalb nervös. Sie stecken in gut eingelaufenen Socken mit bunten Verstärkungen an Ferse und Zehen. Wie hat die Menschheit eigentlich überlebt, als es noch keine Socken gab, bei denen Rechts und Links markiert waren? Trotz Schuhgröße 45 benahmen sich meine Füße im Zug nach Pforzheim wie Halbwüchsige. Sie wussten nicht, was sie wollten. Erst motzten sie, die Stiefel seien zu eng geschnürt, das werde sich bald rächen. Druckstellen wollte ich nicht, also löste ich die Schuhbündel und legte sie sachte um die Fixierhaken an der Zunge. Aber dann meinten meine Füße, ihnen fehle der Halt.

Am Kupferhammer ist der Anfang überstanden. Am Waldrand gabeln sich die Wege, die rote Raute führt nach rechts. Ein massiver Gedenkstein erinnert an Ludwig Auerbach. Er wurde 1840 in Pforzheim geboren. Ein Kind der Romantik, aber halt auch der Sohn eines Schmuckfabrikanten. Mit 16 Jahren verfasste der Jüngling ein gefühlvolles Versepos, der Großherzog von Baden stellte dem begabten Schüler ein Stipendium in Aussicht. Doch der Fabrikant verwehrte seinem Sohn diesen Weg. Der junge Auerbach musste im väterlichen Betrieb in die Kaufmannslehre. Mit 27 Jahren übernahm er brav die Firma, die ihren Schmuck hauptsächlich an Russen verkaufte. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg lief die Konjunktur heiß, dann brach sie ein. 1877 ging die Firma Auerbach in Konkurs.

Der Kaufmann wider Willen, der im Privaten weiterhin seine poetische Leidenschaft pflegte und den Kontakt zu wichtigen Literaten hielt, bekam das Angebot, in Wien Chefredakteur der *Neuen Freien Presse* zu werden. Es heißt, er habe abgelehnt, weil er nicht aus seinem geliebten Schwarzwald wollte. Über ihn hat er ein Gedicht geschrieben, das vermutlich längst vergessen wäre, wenn der romantische Komponist Franz Abt es nicht gefühlvoll vertont hätte. So wurde es zum Lied dieser Landschaft:

O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!
Wie locken das Herz deine schwarzdunkeln Höh'n
Zum fröhlichen Wandern in Hochsommerzeit,
Zum Rasten in heimlicher Einsamkeit,
Im traulichen Mühlgrund bei Quellengetön –
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

War mir klar, dass du das schmalzig findest. Ich würde mir den Text auch nicht über den Schreibtisch hängen. Aber du musst das mit den Ohren von Auerbachs Zeitgenossen hören. Für die klang das revolutionär. Der Romantiker stellte das Bild vom Wald auf den Kopf. Die dunklen Berge, vor denen sich die Menschen grausten, verwandelte er in einen Ort der Schönheit. Im Schwarzwald hausten Bär, Wolf und Luchs, erst zu Auerbachs Lebzeiten wurden die letzten Bestien ausgerottet. Freiwillig ging niemand in diese Wildnis. Der Harzer, der Köhler, der Holzfäller – die mussten. Doch dieser Fabrikant wanderte ohne Not. Er pries die Fußreise als Lust, Berg und Tal verklärte er zum Sehnsuchtsort:

O Schwarzwald, o Heimat, dein Rauschen erklang
Ins Träumen des Kindes wie Wiegenlied,
Und später, da gabst du dein weites Revier
Zum Tummelplatz fröhlichster Spiele mir.
Die lauschigen Täler, die schauenden Höh'n –
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

Nach dem Bankrott der Firma Auerbach griff ein Dichterfreund dem Kaufmann unter die Arme. Er war Bankier und bot ihm eine Direktorenstelle an. Am Rand des Mittleren Schwarzwalds gab es eine Fabrik, die aus Stroh einen Grundstoff für Papier herstellte. Diesmal sagte Auerbach zu, doch auch dieser Weg führte nicht ins Glück. Das Abwasser seines Betriebs vergiftete die Schutter, einen Nebenfluss der Kinzig. Die Schwarzwälder protestierten gegen den Fabrikanten, der das Schwarzwälder Heimatlied geschrieben hatte.

Wirtschaftlich hatte Ludwig Auerbach wieder keinen Erfolg. Die Konkurrenz entwickelte ein neues Verfahren, das Holz zu Zellulose verarbeitete. Es setzte sich durch. Auf einer Geschäftsreise erlitt der Unternehmer einen Herzinfarkt. Der Dichter, der den vermeintlich sicheren Weg gewählt hatte, starb mit 41 Jahren.

Kurz nach dem Auerbach-Stein geht es endlich bergauf. Aber der Hämmerlesberg ist nicht mehr als ein Test. Ein Hügel, um den die Nagold eine Schleife gelegt hat. In Dillweißstein überquere ich diesen Fluss. Er ist höchstens knietief, Sandsteinbrocken ragen aus dem Wasser. Eine Tafel behauptet, dieses Rinnsal, das aus dem Schwarzwald kommt, könne zur Bedrohung anschwellen. Hochwasser und Eisgang hätten an dieser Stelle mehrere Stege aus Holz zerstört, bevor man 1835 eine solide Steinbrücke baute.





Beim besten Willen kann ich mir nicht vorstellen, wie man in diesem seichten Gewässer flößen wollte.

Ist ja gut, ich geh' gleich weiter. Von den Flößern und der großen Katastrophe des Schwarzwalds werde ich an der Murg erzählen. Aber an Hermann Hesse komme ich hier nicht vorbei. Er hat beschrieben, welche Festtage er als Kind erlebt hat, wenn ein Floß auf der Nagold durch Calw gefahren ist. »Weit öfter, als mein guter Vater ahnte, bin ich als kleiner Bub für kurze Strecken blinder Passagier auf einem Floß gewesen. Es war streng verboten, man hatte nicht nur die Erzieher und die Polizei gegen sich, sondern leider meistens auch die Flößer.« Sie brachten etwas Wildes in die bürgerliche Ordnung von Hesses Vaterstadt. Lehrer, Eltern und Tanten versuchten, die Kinder von den fluchenden Flößern fernzuhalten – vergeblich: »Spannenderes gibt es für einen Knaben nicht auf der Welt, als eine Floßfahrt. Denke ich daran, so kommt mit hundert zauberhaften Düften die ganze Heimat und Vergangenheit herauf.« Das Floss wurde Hesses Traumgefährt. Er malte sich Fluchten aus, »träumerische Augenblicke des Versinkens in ein unsäglich seliges Gefühl von Wanderung, von Unterwegssein, von Entronnensein und Indiewelthineinfahren.«

Die kurzen Floßfahrten waren ein Glück, für das der Junge teuer bezahlen musste. Er fror, die Flößer schimpften, die Eltern predigten. Aber die Seligkeit war's wert. Er erlebte die Freiheit des Nomaden, die ich von meiner Wanderung erhoffte: »Man schwamm an Städten und Menschen vorbei, still, nirgends hingehörig, und fühlte im Herzen die Weite der Welt.«

Mein Aufbruch gestaltet sich zäh. Wie ein Kind, das mit den Eltern wandern muss, setze ich mäßig motiviert einen Fuß vor den anderen. Meine Schritte sind das Gegenteil einer flüssigen Bewegung. Kein Wunder, dass ich über einen Stein stolpere. Warum habe ich überhaupt den Rucksack gepackt? Der Himmel passt nicht zu den Erwartungen an den Frühling. Er ist unentschlossen, tendiert zu Grau, die Sonnenbrille muss ich nicht rausholen. Es hat kaum zehn Grad, und die Tage wollen nicht wärmer werden. Gestern hat es geregnet. Wann muss ich die Kapuze aufsetzen? Kleingärten knabbern am Waldrand. Auf einem akkurat gemähten Rasenstück stoßen nackte Männer mit Bierflaschen an. Sie haben sich Handtücher um die Hüften gebunden, anscheinend hat die Datsche eine Sauna. Hätte ich doch den alten Königsweg in Lappland nehmen sollen? Geht's dort gleich richtig in die Wildnis, oder muss man vor dem Nationalpark auch erst durch den abgewetzten Saum der Zivilisation? Ein älteres Paar mit Hund kommt mir entgegen. Der Mann schaut prüfend auf meinen Rucksack und fragt:

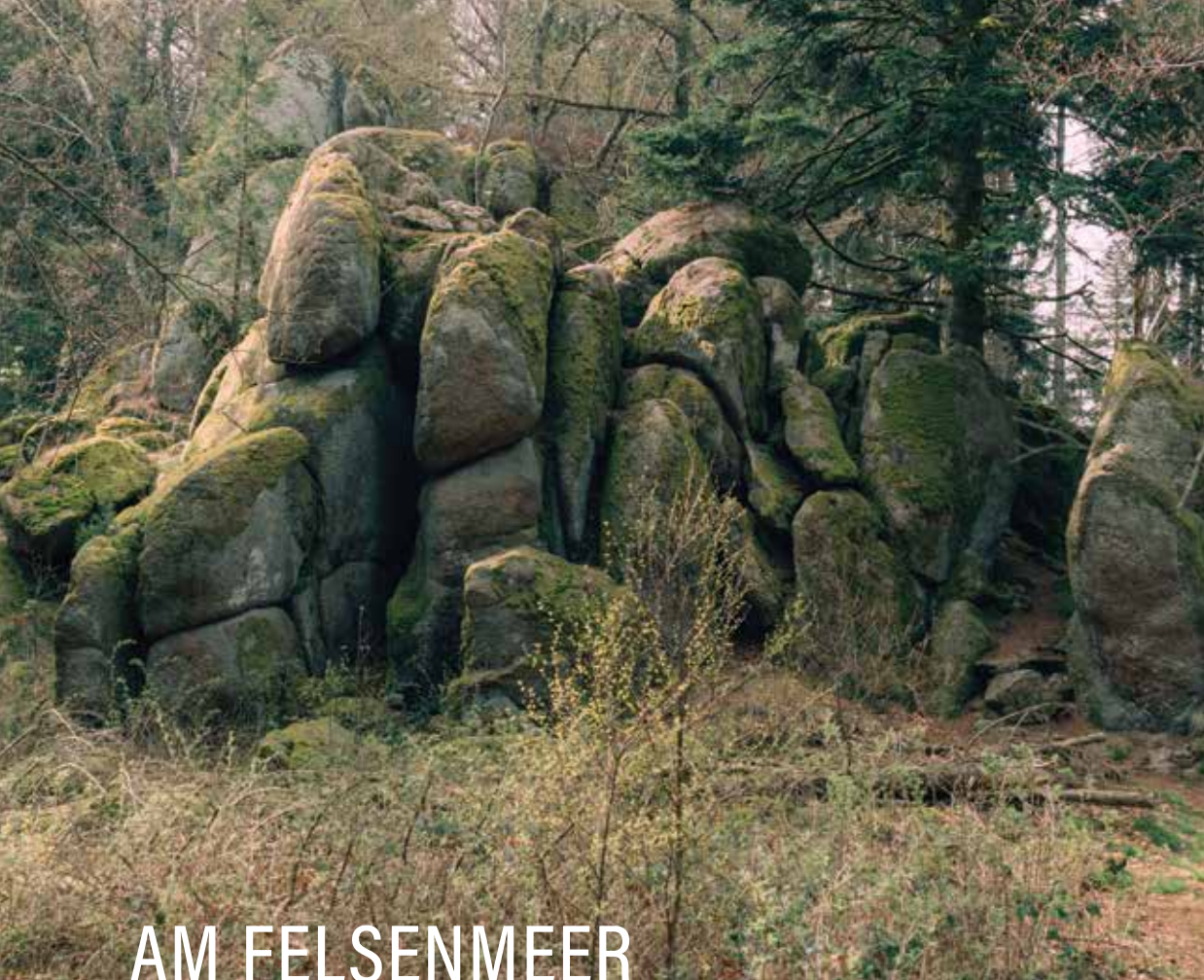
»Machen Sie den Westweg?«

»Ja.«

»Den ganzen?«

»Ich will über alle Berge.«

Er guckt halb-halb. In seinem Blick mischt sich Bewunderung mit Unverständnis. Schließlich warnt er: »Das ist ungesund bei diesem Wetter.«



Eine Streuobstwiese zieht sich bergan. Rote Äpfel leuchten an knorri- gen Bäumen. Dahinter wellen sich Hügel, am Horizont zeigt das Wald- gebirge zum ersten Mal seine Größe. Es schiebt sich als dunkle Wand vor den Himmel. Sie steht breit und hoch, in der schwarzen Fläche sind keine Umrisse zu erkennen. Nur ganz oben zeichnen sich die Wipfel der Fichten ab, die Kammlinie trägt Zacken wie ein Scherenschnitt. Ein Koloss grüßt. Ich sollte ihn nicht unterschätzen.

Wer behauptet, der Schwarzwald sei eintönig, war noch nie rich- tig hier. Ich gehe durch ein buntes Mosaik. Die Fichten sind dunkel. Buchen und Birken treiben frisches Grün. In einer Pfütze bildet Blü- tenstaub gelbe Schlieren. Alter Farn bedeckt rotbraun den Hang, das Gras vom letzten Jahr hat die Farbe von Sand. Auf einem abgestorbenen Stamm wächst Moos in sattgrünen Sternen, am Sandstein rankt Efeu. Zwei Bäume bilden ein ungleiches Paar: Eine kleine Buche hat sich an

eine Fichte geschmiegt, gemeinsam wachsen sie zum Licht. Weiße Ne- belsäulen steigen auf, sie verbinden den Wald mit den Wolken.

Auf der Bank vor einer Schutzhütte sitzt eine Frau. Ihre Augen strah- len nicht die Zuversicht des erfahrenen Fernwanderers aus. Wie ertappt raucht sie eine Zigarette. Sie geht wohl auf die 60 zu, ist aber weit weg von der Kniebundhose, die verbissen aufgetragen wird. Ihre Bluse deut- et auf einen Stadtmenschen, der weiß, wie man in der Freizeit einen lässigen Stil pflegt. Wir nicken uns knapp und freundlich zu. Das ist schön am Wandern: Ich bin nicht verpflichtet, Konversation zu pflegen. Weil ich keine Lust zum Reden habe, gehe ich weiter.

Der Weg führt jetzt tief in den Wald. Sehr zum Verdruss der Prin- zessin. Marie trägt ein blaues Samtkleid mit weißem Kragen und zeigt mit allen Mitteln des Ausdrucks, über die ein Mädchen kurz vor der Einschulung verfügt, wie sehr ihr das Wandern gegen den Strich geht. Sie zieht eine Schnute, boxt in die Luft und straft den Weg mit ihrem Stampfen. Seit einem halben Kilometer geht das so, seit die Familie den Parkplatz verlassen hat. An der Heckscheibe des Autos lässt ein Aufkle- ber die Welt wissen: »Robin und Marie an Bord«.

Vater und Mutter mühen sich im Verein.

»Marie, hast du das Eichhörnchen gesehen?«

»Die Luft riecht hier gar nicht nach Auto.«

»Am Ziel gibt's die leckeren Sesamcracker.«

Marie sagt: »Wandern ist dumm.«

Der Bruder der Prinzessin ist vielleicht zwei Jahre älter und hat ei- nen Stock aufgelesen. Mit diesem Spielzeug vergnügt er sich. Er krakelt Linien in den rotbraunen Waldweg, stochert in einer moorigen Pfütze und findet schließlich Brennesseln. Auf dieses Gestrüpp drischt er ein, der Ritter kämpft mit Innbrunst: »Drrrsch, zisch! Na warte!«

Der Gegner ist nicht kleinzukriegen, die Schlacht zieht sich, bis eine Stimme durch den Wald donnert: »Robin, wo bleibst du denn?«

Der Vorwurf ist das erste Wort des Vaters an seinen Sohn. Bislang hat die quengelnde Tochter all seine Aufmerksamkeit beansprucht. Wird sich das legen? Oder übt Prinzessin Marie das Muster ihres Lebens ein? Mach' aus jedem Schritt ein Drama, leide täglich, rede stets von deiner Überlastung, dann muten dir die Mitmenschen nicht so viel zu.

Aber Marie kann auch anders. Das zeigt sie am Großen Volzemer Stein. Hier reißt der Waldboden auf. Er ist nicht mehr weich mit Farn und Heidelbeersträuchern bedeckt, jäh ragt schroffer Fels aus dem grünen Polster. Tannen und Ebereschen, bislang die einzig vertikalen



Linien, bekommen Konkurrenz von kantigen Brocken aus Buntsandstein. Der Frost hat die haushohen Blöcke gesprengt und wild in die Landschaft geworfen.

Diese Kletterfelsen ziehen nicht nur Robin magisch an. Die Prinzessin vergisst, dass sie ein Samtkleid trägt. Eine Spontanheilung durchfährt ihre leidenden Glieder. Sie kraxelt.

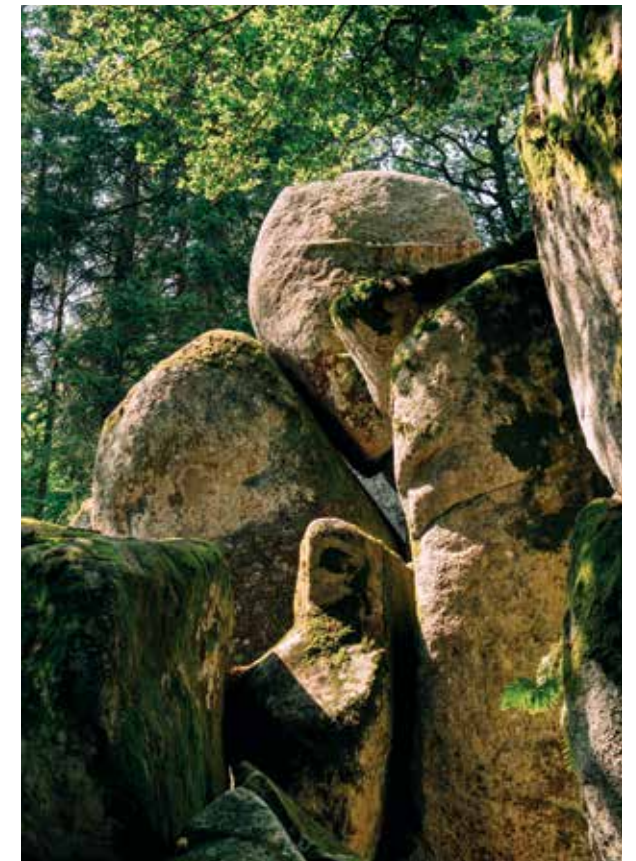
»Bewegt euch langsam und kontrolliert«, ruft die Mutter.

Der Vater: »Hier wird's zu steil – da könnt ihr nicht runter.«

Marie: »Ja, weiß ich.«

Es ist eine Lust zu sehen, wie die Kinder sich erproben. Sie balancieren über Spalten, der Fels bietet Griffe und Reibung, jedes Hindernis ist Ansporn. Robin steht über den Köpfen seiner Eltern, als er mit einem Schrei abspringt und federnd im Moos landet.

Der Vater raunzt seinen Sohn an: »Mensch, pass doch auf!«





DIE LICHTUNG

Die erste Etappe ist 24 Kilometer lang. Das ist weit, aber gut. Weil sich nach dem gestolperten Anfang ein Rhythmus einstellt. Irgendwann bewegen sich die Beine in einem gleichmäßigen Takt, der sie nicht überfordert. Weder Knie noch Knöchel tun weh. Die Temperatur ist angenehm, der Wald spendet Schatten und hält die Welt auf Abstand. Weil der Wanderer so langsam unterwegs ist, muss er nicht ständig aufpassen. Er kann vor sich hinträumen.

Ungestört gehe ich durch einen grünen Tunnel. Wie lange schon? Drei oder vier Stunden? Zwischen den Bäumen verliert sich die Zeit. An jedem Eck weist die rote Raute verlässlich den Weg. Es muss wohl später Nachmittag sein, als mit einem Schritt etwas Neues einbricht. Scharf endet das Halbdunkel, ich trete ins Licht. Vor mir liegen Wiesen in üppigem Maigrün. Der Löwenzahn ist zu Pustebäumen verblüht, fragil fangen sie das Gegenlicht ein.

Im Mittelalter wurde auf dem breiten Rücken des nördlichen Schwarzwalds gerodet. Der Ort, den man in dieser Lichtung anlegte, heißt Dobel. Er liegt knapp 700 Meter hoch, ist ringsum von Wiesen und Weiden eingefasst. Aber anders als ein Dorf im Flachland, das sich in der Weite der norddeutschen Tiefebene verliert. Der Dobel liegt geborgen auf einer hellen Insel im dunklen Waldmeer.

Im Sommer 1799 zog sich Johann Peter Hebel hierher zurück. Ein 39 Jahre alter Mann, der in der badischen Residenzstadt Karlsruhe Karriere gemacht hatte. Er nahm ein Zimmer im Rössle. Auf der Lichtung wollte er Abstand gewinnen.

Hebel war am südlichen Rand des Schwarzwalds aufgewachsen. Als Kind lernte er das Beste aus zwei Welten kennen: Im Sommer besuchte er in Basel die Gemeindeschule von St. Peter, im Winter ging er in die Volksschule im bauerlichen Wiesental. So pendelte er zwischen

Baden und der Schweiz. Mit 13 Jahren wurde der Junge Vollwaise. Eine Patrizierfamilie aus Basel, bei der die Mutter gedient hatte, gab Geld für seine Ausbildung. Hebel erfüllte den Wunsch der toten Mutter und studierte evangelische Theologie.

Er wurde ein umfassender Gelehrter. Am Gymnasium in Karlsruhe unterrichtete er die alten Sprachen, an der Realschule Buchführung und Briefschreiben. Er überarbeitete ein botanisches Werk, das die Flora Badens behandelte, und wurde Ehrenmitglied der mineralogischen Gesellschaft in Jena. Als Prediger in der Hofkirche war er beliebt, man beförderte ihn zum Professor der dogmatischen Theologie und der hebräischen Sprache.

Bei all der Ehre bekam Hebel im Dunstkreis des Hofes zu wenig Luft. Er entzog sich dem Sommervergnügen der gehobenen Gesellschaft. Statt in ein mondänes Bad zu fahren, ging er in den Schwarzwald. Aus der Höhe des Dobel schrieb er einen begeisterten Brief an seine platonische Freundin Gustave Fecht:

Ein hoher Berg kann lieblicher sein als ein feuchter Badekasten, und seine Luft gedeihlicher als warmes Wasser, und die stille Beobachtung der ländlichen Menschheit interessanter als ein Gewühl von 400 Badegästen.

Der Badener fühlte sich in diesem schwäbischen Dorf geborgen. »Auf drei Seiten dunkler Tannenwald umher, auf der vierten eine freie heitere Aussicht auf den Rhein«, schrieb er an Fräulein Fecht. Er hatte sich vorgenommen, Gebete für die Liturgie auszuarbeiten, doch »ans Arbeiten kam ich selten mit Not und Mühe«. Der Professor ließ sich treiben. Er ging spazieren, legte sich aufs Bett und schaute zum Fenster hinaus.

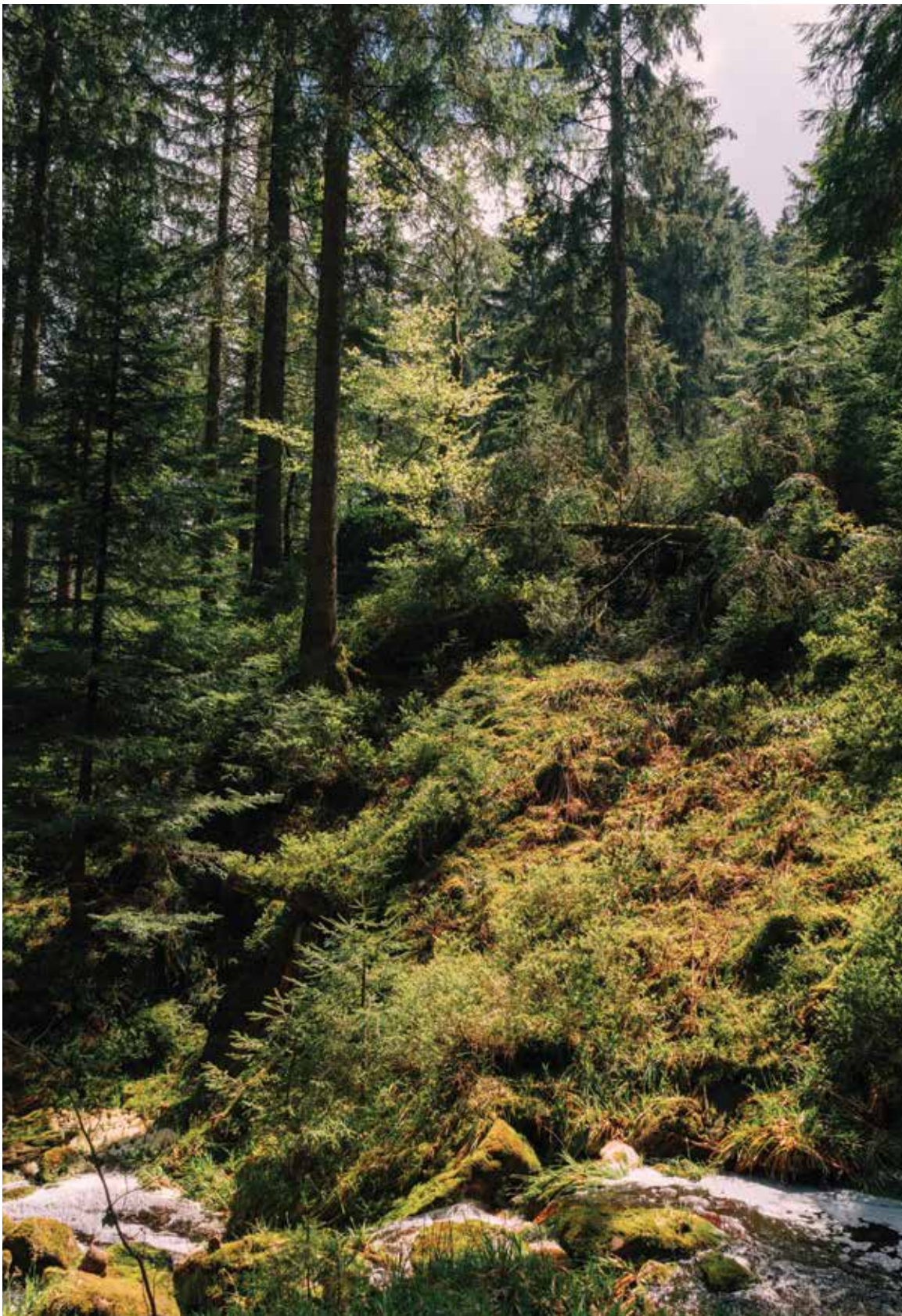
Hebels Brief von 1799 sprengt unser Verständnis von Länge. Der Schreiber hatte auch noch die Muße, den Wortwechsel eines Ehepaars zu schildern, das sich vor seinem Fenster unterhielt. Die Herrschaften stammten aus der Schweiz, Hebel hörte im Schwäbischen den Dialekt seiner Heimat:

»Franz, was hesch güggelet?«, fragte sie. »Numme do no der Amsle han i glueget«, antwortete er.«

Hebel schrieb: »Sie glauben nicht, wie lieblich mir diese bekannten Töne so unerwartet ins Ohr fielen, obgleich der Vogel eine Wachtel war.«

Später stilisierte der Rössleswirt diese Notiz seines Gasts zu einem Moment der Inspiration, der literaturgeschichtliche Folgen hatte. Sicher





ist, dass Hebel etwa um diese Zeit mit der Arbeit an seinen *Alemannischen Gedichten* begann. Das war ein Wagnis – den gering geschätzten Dialekt der Bauern vom hinteren Wald zur Sprache der Lyrik zu erheben. In Basel riskierte kein Verleger die Veröffentlichung. Schließlich erschienen die 32 Gedichte 1803 bei Philip Macklot in Karlsruhe, nachdem Hebel eine erkleckliche Zahl von Vorabnehmern zugesichert hatte. Aber auch der Dichter war sich seiner Sache nicht sicher. Für die erste Auflage stand er nicht mit seinem Namen ein. Sie erschien unter dem Kürzel J.P.H.

Noch im Erscheinungsjahr rezensierte Jean Paul die *Alemannischen Gedichte*. In der *Zeitung für die elegante Welt* wünschte er, das Publikum möge sich an die »alemannische Drossel aus dem Schwarzwalde« halten statt an »eine da geschnitzte Guckguck-Uhr«. Goethe schrieb eine begeisterte Rezension. Das literarische Publikum forderte eine Übersetzung ins Hochdeutsche, doch Goethe beschied vom Olymp: »Einen solchen Dichter muss man im Original lesen! Dann muss man halt diese Sprache lernen!«

Für den Westweg habe ich Hebels anderen Bestseller eingepackt: das *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*. Für den Rucksack wählte ich ein leichtes Taschenbuch, auch wenn dessen Titelbild bös' in die Irre führt. Es zeigt den Felsen der Loreley. Das wirft Fragen auf. Haben sie beim Fischer Verlag keinen Atlas? Oder halten sie das Publikum für so dumm, dass es nicht zwischen Ober- und Mittelrhein unterscheiden kann? Die Loreley liegt mehr als 100 Kilometer stromab von Baden. Ist das einzige Bild, das man den Lesern von einer deutschen Landschaft verkaufen kann, ein Klischee?

Was hinter dem Buchdeckel kommt, ist großartig. Der gelehrte Autor war sich nicht zu schade, Kalendergeschichten für ein breites Publikum zu schreiben. Er zielte nicht auf den Beifall der Gebildeten, er wollte das Volk erreichen. Der *Badische Landkalender* war in vielen Wohnungen das einzig Gedruckte neben Bibel und Gesangbuch. Zwischen Mannheim und dem Bodensee lasen Bauern und Winzer, Händler und Handwerker die Geschichten für jeden Tag. Ernst Bloch nannte die Kalendergeschichten ein »Handorakel der Lebensklugheit für kleine Leute«.

Der populäre Kalender erreichte eine enorme Auflage. Eine Auswahl der besten Texte gab Hebel als *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* heraus. Die Mischung ist bunt. Der Hausfreund erklärt seinen Lesern die Planeten, streut wissenschaftliche Erkenntnisse über das Wetter unters Volk, auf dass der Aberglaube überwunden werde. Der



Autor schreibt mit dem Optimismus der Aufklärung. Aber seine Kalendergeschichten riechen nicht nach dem Schulmeister. Er unterhält mit Schwänken und erzählt Anekdoten. Die Figuren im Kalender sind prall und lebensnah. Es wimmelt von Gaunern und Spitzbuben, Heuchlern und Verrätern. Freimütig erzählt Hebel von Eheleuten, die sich das Leben zur Hölle machen.

Den Theologen lässt er nie an der falschen Stelle heraushängen. Wenn der Erzähler moralische Ratschläge gibt, sind diese leicht verständlich und kommen nicht vom Katheder. So endet die Geschichte über einen entlarvten Hochstapler:

Merke: Man muss nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

In seinem badischen Schatzkästlein gestattet sich der Autor gelegentlich einen spöttischen Unterton gegenüber den Schwaben. In der berühmten Geschichte *Kannitverstan* stammt der brave Held aus Tuttlingen. Mit den staunenden Augen des Provinzlers geht er durch das

prächtige Amsterdam. Staunend fragt er, wem das stattliche Haus gehöre, wem das große Schiff, und wer so feierlich beerdigt werde. Jedes Mal antwortet ein Einheimischer: »Kannitverstan!« Der einfältige Schwabe hält dies für den Namen des reichen Mannes, doch gerade dieses Missverständnis beschert ihm tiefe Weisheit:

Wenn es ihm wieder einmal schwerfallen wollte, dass so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

In den großen Fragen war Hebel liberal bis ins Mark. Die Toleranz war sein Leitstern. Er warnte vor dem hässlichen Zank der Konfessionen, er entlarvte Vorurteile gegen fremde Religionen. In einem kleinen Porträt über den Juden Moses Mendelssohn schrieb er: »[...] man muss um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst.«

Du fragst nach den alemannischen Gedichten? Gemach, die kommen an der Stelle, wo sie hingehören. Am südlichen Ende des Schwarzwalds.

Am nächsten Morgen sitzt mir beim Frühstück in der Pension Heidi die Frau gegenüber, der ich gestern im Wald begegnet bin. Bei Brötchen und weich gekochtem Ei erfahre ich, dass sie Renate heißt. Vor 40 Jahren hat sie mit einer Freundin beschlossen, den Westweg zu gehen. Aber immer war irgendetwas wichtiger, es passte nie. Vor einem halben Jahr ist ihre Freundin gestorben. Renate erschrak, wie schnell es zu Ende sein kann. Und beschloss, sich allein auf den Weg zu machen.

Auch sie ist gestern in Pforzheim gestartet. Was eingefleischten Wanderern als ehrlos gilt, war für sie kein Problem. Sie nahm das Pauschalangebot der Schwarzwald Tourismus GmbH an und lässt ihr Gepäck transportieren. Ihr Blick wirkt auch nach dem gut überstandenen ersten Tag noch zaghaft. Aber sie ist entschlossen und spricht sich Mut zu vor dem Wald: »Mir wird schon nichts passieren.«

Soll ich ihr anbieten, gemeinsam zu gehen? Würden wir ein Tempo finden, das beiden passt? Fänden wir gemeinsame Themen? Vor allem aber: Wie komme ich wieder raus, wenn ich allein sein will? Ich will meine Unabhängigkeit nicht aufgeben und halte mich an den Rat von Friedrich Theodor Vischer. Als Deutschland im 19. Jahrhundert das Wandern entdeckte, hat dieser schwäbische Professor von dem reinsten Lebensgenuss geschwärmt, den eine Fußreise darstellt. Vor Begleitern hat er gewarnt:

Nur ja niemand mit, und wäre es der Busenfreund, der eigene Bruder, der eigene Sohn – nicht, nicht! Man hat ungleichen Schritt, will sich gern nach dem Begleiter einrichten, vergisst es immer wieder nach wenig Minuten, und der eine oder andere zappelt sich ab, ist gehetzt; der eine will einkehren, der andere nicht, der eine reden, der andere schweigen, dieser gibt nach, und man verschwatzt die herrlichsten Landschaftspunkte, die schönsten Beleuchtungen.

Seit Hebels Aufenthalt hat der Dobel gründlich sein Gesicht verloren. Im 20. Jahrhundert glaubte der Ort an eine große Zukunft im Tourismus. Mitten im deutschen Wirtschaftswunder stieg im Hotel Funk die junge Prinzessin von Griechenland ab, später sollte aus ihr Königin Sofia von Spanien werden. Ein Unternehmer aus Stuttgart baute auf der Lichtung sein Ferienhaus, der Bungalow spielt Beverly Hills im Schwarzwald. Die Fenster sind vergittert, ein Gärtner pflegt den Rasen, der größer ist als ein Kartoffelacker.

Mit dem Wohlstand fielen Beschränkungen. Die alten Häuser mit den roten Ziegeldächern setzten nicht mehr das Maß. Es ist ja gut, dass viele Traditionen ihre Zwänge verloren haben. Aber die Möglichkeiten sind zum Problem geworden. Es gibt schwäbische Eltern, die nennen ihre Tochter Jacqueline, und das Kind muss dann als Jacqueline Häberle in der Welt herumlaufen. Der Dobel sieht aus wie Jacqueline Häberle.

Dieser Kurort hat nicht verstanden, dass er nur als Dorf reizvoll ist. Als er groß werden wollte, war's vorbei. In den Achtzigerjahren sollte das Prädikat »Heilklimatischer Kurort« den Niedergang aufhalten. Heute reißt ein leeres Schaufenster eine Lücke in die Hauptstraße. Das Hotel Funk hat längst aufgegeben. Das Rössle wirbt tapfer im Internet: »Hier können Sie Ihren Emotionen freien Lauf lassen und den Alltag einmal vergessen.« Leider kriegt man dort kein Nachtessen mehr. Das Restaurant Hebelstube wurde geschlossen, schon einige Jahre vor Corona.



O TÄLER WEIT, O HÖHEN

Hinter dem Stierkopf ist die Welt anders. Sie wird still. Ich gehe durch tiefen Nadelwald, Tannen und Fichten stehen wie ein Vorhang. Ihre Stämme zeigen die Kraft des Einfachen, sie strahlen die Ruhe des Regelmäßigen aus. Weit oben bilden dichte Äste ein dunkles Dach.

Die Bäume sind gleichförmig, aber nicht genormt. Einer wurde vom Blitz getroffen. Im zweiten Stock ist der Stamm gesplittert, helle Zacken ragen wild in den Himmel. Der Wind hat eine Fichte gefällt, sie modert vor sich hin. Das tote Holz hat Moos angesetzt, dick und weich wie ein Sofa.

Du behauptest ja gern, der Schwarzwald mache depressiv. Ich gebe dir nur ein bisschen recht. Seine Nadelbäume wirken ernst, die dunklen Äste lassen wenig Licht durch. Aber deprimierend ist B 0137. Diese Nummer trägt der Raum, in den ich kurz vor dem Aufbruch zu einer Besprechung bestellt wurde. Er liegt mitten in Hamburg, nur zwei Straßen

von der Alster entfernt. Eigentlich ist die Stadt dort schön, aber diese Zitadelle verkündet die Überheblichkeit der fetten Jahre. Die Fassade ist mit betonierten Formteilen behängt. Tonnenschwere Brüstungen behaupten, alles sei stabil.

B 0137 hat keine Fenster. Leuchtröhren strahlen auf lichtgraue Tische, verchromte Stühle gleiten über anthrazit gesprenkelten Teppichboden. Die Thermoskanne ist auch verchromt, der Kaffee schmeckt nach Dienstplan und Kantine. Ein Erfrischungsgedeck, Wasser mit und ohne, kleine Flaschen Apfelsaft. Träume sind in diesem Käfig nicht möglich. Der Beamer wirft eine unsichtbare Schrift an die weiße Wand: »Effizienz!« Als ob der kapitalistische Imperativ das Karge rechtfertigen würde. Die Firma, die hier besprechen lässt, ist eine Bank. Jede Mail setzt mindestens vier Mitarbeiter in CC. Trotzdem funktioniert wenig. Der *Senior Expert* für *Human Resources*, der mich für ein Seminar gewinnen will, ist krank. Seine Vertreterin weiß nichts von dem, was wir vereinbart haben. Der *Chief of Staff* guckt aus einem Pflichttermingesicht. Wie sah es aus, als diese Bank noch keine Milliarden vernichtet hat? Nach einer Dreiviertelstunde druckst er an einer Frage herum. Wenn ich sie richtig verstehe, will er ein ganz anderes Seminar.

B 0137 hat keine Fenster. Es gibt kein Entrinnen. Sie hören von uns.

Schritt für Schritt gewinne ich Abstand. Ich gehe in die Unabhängigkeit. Keine Termine zerhacken den Tag, der ohne Wecker begonnen hat. Ich kann Pause machen, wann ich will. Muss keinen Fahrplan studieren und keinen Flug erreichen. Der Rückweg zum Parkplatz kümmert mich nicht, weil ich kein Auto brauche. Falls das Wetter umschlägt, habe ich meine Regenjacke.

Im Wald muss ich keine Erwartungen erfüllen, vor allem keine unausgesprochenen. Das Mittagessen wird hier wieder zu einer einfachen Angelegenheit. Kein Kollege fragt: »Kommst du mit zum Sushimann?«, und ich muss nicht abwägen, ob eine Absage gruppenspezifisch nachteilig wäre. Gelte ich als arrogant, wenn ich Nein sage? Werden die wichtigen Dinge vor dem Meeting beim Jasmintee verhandelt?

Erst recht muss ich keinen Hierarchen zum Italiener begleiten, um mir seine Erfolgsgeschichten anzuhören, während die Liste der zu beantwortenden Mails länger wird. Im Wald ist es so: Wenn ich Hunger habe, esse ich. Wenn nicht, gehe ich weiter.

Auf einer Lichtung machen zwei Männer Rast. Sie reden nicht. Von ihnen geht die wortlose Vertrautheit aus, die sich einstellt, wenn man einen langen Weg gemeinsam gegangen ist. Einer hängt sein Hemd

